

PHOTONEWS 2011

Photonews Juli - August 2011

Fotografiestudium in Offenbach

Fragen an Prof. Martin Liebscher, Hochschule für Gestaltung

Anna Gripp im Interview mit Martin Liebscher

Wir treffen uns im HfG Offenbach: Satellit Berlin. Vor drei Jahren wurde hier, im Berliner Stadtteil Wedding, auf Initiative von Martin Liebscher ein Projektraum eingerichtet. Ein festes Domizil mit eigener Galerie und separater Wohneinheit. »Unlimited Freedom« heißt die Ausstellung Anfang Mai und zeigt Fotoarbeiten und Installationen von Studierenden. Die Galerie ist zugleich Ausgangspunkt für Exkursionen. Wie aktuell im Rahmen des Semesterprojektes »Sammeln, Sammler, Sammlung«, das Martin Liebscher und seine Studierenden erst nach Leipzig und dann nach Berlin führte.

Martin Liebscher, geb. 1964, lehrt seit 2007 Fotografie im Fachbereich Visuelle Kommunikation der HfG Offenbach. Als Fotokünstler ist er omnipräsent – taucht er doch in seinen »Familienbildern« stets mehrfach, mitunter gar hundertfach auf (s. a. Photonews 6/2003).

AnnaGripp/Photonews: Sie haben ab 1990 an der Frankfurter Städelschule Kunst studiert. Was war eigentlich in den Jahren zuvor?

Prof. Martin Liebscher: Ich habe mich fünf Jahre lang immer wieder an Hochschulen beworben, bin aber nur abgelehnt worden. Ich wohnte zu der Zeit in Mannheim, bin Taxi gefahren, habe Filme vorgeführt ...

... und sich offensichtlich nicht entmutigen lassen.

Nein (lacht), ich wollte das einfach unbedingt. Wenn man sich jetzt die alten Mappen anguckt, dann ist es klar, warum ich es nicht geschafft habe. Ich habe einfach alles probiert. 1990 hatte ich dann eine Mappe, die funktionierte, da hätte ich dann auch in Hamburg und in Kassel anfangen können. In Frankfurt lernte ich Thomas Bayrle kennen, den ich richtig gut fand und dann Martin Kippenberger. Ich habe mir gedacht, dass es in Frankfurt wahrscheinlich am schwierigsten ist, durch das Studium zu kommen und mich dafür entschieden.

Stand denn von Anfang an in diesem Kunststudium die Fotografie im Mittelpunkt?

Nein, ich komme eigentlich von der Zeichnung. Ich habe viel gezeichnet, hatte als Jugendlicher aber auch ein Fotolabor. Mich hat besonders das Technische interessiert, dieser Apparat. Ich mochte es, Dinge auseinander zu nehmen, habe auch viele Kameras gebaut. Als ich im Städel anfang, gab es da nur ein Schwarzweißlabor. Später bekam ich dann den Job, das Labor als studentische Hilfskraft auszubauen und, habe auch technische Kurse gegeben.

Warum ist die Fotografie zu Ihrem Lieblingsmedium geworden?

Weil mich die Distanz interessiert, durch den Apparat, durch die Technik. Zudem glaube ich auch nicht, dass ich explizit fotografisch arbeite. Die älteren Arbeiten sind doch eher Raumgeschichten oder Abbilder von Raumbewegungen, die sich für mich in dieser Zwischenwelt zwischen Fotografie und Film bewegen. Und die »Familienbilder« haben fast mehr mit Malerei zu tun als mit Fotografie, weil sie extrem durchgearbeitet sind, so dass es jeweils ein riesiges Schlachtengemälde entsteht und eine Welt, die ausgedacht ist. Also von daher hat mich diese Straight Photography eigentlich nie wirklich interessiert.

Aber Ihre Studenten zum Teil durchaus.

Ja, klar. Da gibt es innerhalb der Fotografie natürlich diese Bandbreite, zumindest in der künstlerischen Fotografie, die ich unterrichte. Ich kann nicht alles abdecken, was ins Angewandte geht, aber das Handwerkliche, auch Studiofotografie lernen sie.

Seit wann gibt es den Wunsch zu lehren?

Nach dem Städel hatte ich erst mal die Schnauze voll von Kunststudenten. Aber dann war irgendwann die eigene Arbeit so gefestigt ist, dass ich dachte, was gibt es noch für Aufgaben, was interessiert mich jetzt noch. Es macht einfach großen Spaß, sich mit Dingen komplett neu zu beschäftigen. Und das nicht aus Finanznot. Lehre muss man wirklich wollen, weil sie einen Haufen Zeit und Energie frisst.

Andere etablierte, künstlerisch Fotografierende wie Jörg Sasse und Thomas Ruff haben die Lehre bald wieder beendet. Muss man das bei Ihnen auch befürchten?

Nein, mit Sicherheit nicht, weil ich die Lehre als einen Teil der künstlerischen Arbeit sehe. Es beeinflusst meine Arbeit und ich arbeite auch mit den Studenten. Man ist frei in dem, was man lehrt. Ich möchte mich selbst mit diesen Themen beschäftigen.

Wenn ich an die Klasse Liebscher denke, zum Beispiel an die Präsentation auf der letzten Photokina, dann habe ich den Eindruck, dass es hier immer sehr entspannt und vergnüglich zugeht. Stimmt das?

Das soll ja auch Spaß machen. Wenn man das Glück hat, tatsächlich das machen zu können, was man wirklich will, d.h. Kunst zu machen, gibt es nichts besseres, was einem passieren kann. Aber was wir auf der Photokina gemacht haben, war auch eine Riesenanstrengung – jeden Tag eine neue Ausstellung auf- und abzubauen.

Warum ist die Fotografie an der HfG Teil des Bereichs Medien? Sie könnte doch auch dem Kommunikationsdesign oder der Kunst zugeordnet sein.

Die Begriffe sind im realen Leben / im Studienleben wesentlich durchlässiger. Studenten kommen zu mir, die ihren Schwerpunkt im Film oder in der Bildhauerei haben, andere in der Fotografie. Alle machen nebenbei noch andere Kurse, sind eher verpflichtet, sich auf verschiedene Standbeine zu stellen.

Es gibt ja das Label »Klasse Liebscher«, aber d.h. nicht, dass sich die Studenten für die Klasse Liebscher bewerben oder doch?

Nein, man kommt an die Hochschule, das erste Semester dient der Orientierung, im zweiten Semester fängt man an, sich zu spezialisieren. Da gibt es dann die Grundlagen, wie Fotografie. Studierende bekommen von mir Aufgaben, lernen die Fotofragiegeschichte kennen und was möglich ist mit dem Medium, was man im Fotolabor, mit dem Fotogramm, mit der Lochkamera, mit inszenierter Fotografie usw. machen kann. Nach dem 2. Semester wissen sie im besten Fall schon, dass es in die Richtung Fotografie geht oder Film oder was auch immer. Ein sehr großer Teil des Studiums ist zudem die Theorie. Seit neuestem bieten wir einen Promotionsstudiengang an, der zwei Drittel Theorie, ein Drittel Praxis beinhaltet.

Wie wichtig ist es, dass eine »Klasse Liebscher« existiert und wie groß ist diese?

Das ist schon wichtig, weil es damit einen festen Stamm von Leuten gibt, die sich austauschen. Wir nennen diese Gruppe »Klasse Liebscher«, weil man es einfach nicht anders benennen kann. Das sind so zwischen 15 und 20 Studierende. Pro Jahr habe ich mit etwa 50-60 Leuten zu tun, die dann aber zum Teil andere Schwerpunkte wählen.

Was beschäftigt die Studierenden im Moment?

Es gibt für jedes Semester einen Leitfaden, quasi ein Thema. Das ist in diesem Semester »Sammeln« – Sammeln als Kunstform und Sammlungen von Museen oder Privatsammlungen. Im letzten Semester hatten wir das Thema »Vom Verschwinden der Dinge und dem Rand der Welt«. Das sind Angebote, an denen man sich festhalten, mit denen man sich inhaltlich beschäftigen kann, aber man muss es nicht in der eigenen Arbeit tun. Es gibt keine wirklichen Aufgabenstellungen. Wir nutzen diese Themen für Exkursionen, werden hier in Berlin beispielsweise das Archiv der Stasi besuchen, für Künstlergespräche und Vorträge.

Es gibt bemerkenswert viele Vorträge und Gäste, zudem scheint die »Klasse Liebscher« oft unterwegs zu sein. Haben Sie dafür immer Mittel zur Verfügung?

Wir haben, wie alle Hochschulen, einen sehr beschränkten Etat. Aber ich habe immer den Ehrgeiz, gerade wenn es nicht geht, doch einen Weg zu finden. Dann fahren wir eben mit einem Bus zur Messe Paris Photo, zwei Nachtfahrten und ein Hotel an der Peripherie, das kostet dann nur 120 Euro für fünf Tage. Oder wir fahren nach Venedig. 250 Euro für Flug und Hotel. Die Studierenden können sich das leisten. Ich versuche zudem immer über meinen Etat und die QSL-Mittel etwas dazu zu kriegen.

QSL?

Qualitätssicherungsleistungen. Die ehemaligen Studiengebühren sind das. Ich bin aber auch kein Reiseunternehmen, das jetzt eine spaßige Exkursion macht. Das ist immer sehr anstrengend und wir sind die ganze Zeit unterwegs, besuchen Ausstellungen usw. Ich finde das wahnsinnig spannend. Mit dem Instrument Hochschule kommt man natürlich auch an Sachen ran, die man vorher nicht so machen konnte.

Als ich Ihre Studierenden nach dem Berufswunsch fragte, stand der „freie Künstler“ ganz oben. Das stimmt. Aber die HfG hat den großen Vorteil, dass es hier verschiedene Optionen gibt und man tatsächlich etwas an die Hand kriegt, wovon man später leben kann. Das war bei meinem Studium dagegen ein großes Problem, weil man in diesen fünf Jahren eigentlich wenig handwerkliches gelernt hat, außer das, was man sich selbst beigebracht hat. Vieles, was ich über Fotografie weiß, musste ich mir selbst erarbeiten.

Die heutigen Studenten sind mit der Digitalfotografie groß geworden, Sie haben dagegen noch stinkende Fotochemie kennen gelernt und Ihre ersten »Familienbilder« mit einem Scanner realisiert.

Die jetzige Generation hängt in diesem Zwischenbereich Analog und Digital, fotografiert analog mit einer Mittelformatkamera oder digital mit einer Vollformat-Kleinbild-Kamera. Das, was am meisten benutzt wird ist unser Scanner. Wir haben einen Imacon und die ganze Farbverarbeitung ist natürlich viel, viel besser im Digitalen zu machen, weil man alles sehr viel einfacher kontrollieren kann. Wir haben gute Drucker für die Bildausgabe. Auf der anderen Seite gibt es eben ein großes Interesse am Analogen, auch an diesen ganzen Fehlern, die dort auftauchen, die ein Foto als physisches Objekt haben kann. Im Digitalen existiert keine Oberfläche, die Kratzer haben kann. Von daher ist jetzt auch das Fotolabor wieder aktiviert worden. Das ist ein großer Bereich der Fotografie, für den sich die Studierenden sehr interessieren.

Bleibt bei all dem noch Zeit für eigene Arbeiten?

Es muss die Zeit geben, weil die eigene Arbeit wichtig für mich ist. An der HfG habe ich direkten Zugriff auf ein gut ausgebautes Studio. Ich kann jetzt Bilder wie »Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band Liebscher« realisieren, mit 30 Leuten an der Hochschule, die u. a. diese Papptafeln

hoch halten, mit einer Blitzanlage, einer Hasselblad-Digitalkamera. Das ist natürlich auch etwas, das die Arbeit wieder in andere Richtungen lenkt. Auch das Nachdenken über so ein kollektives Gedächtnis von Bildern, das jetzt in der Kleinserie mit den Platten-Cover gelaufen ist. Das hat alles auch mit dem Unterrichten zu tun und mit der Auseinandersetzung mit Fotografie und Kunstgeschichte. Die Zusammenarbeit mit Kollegen macht ebenfalls Spaß – und Clemens Mitscher ist ein wahnsinnig begeisterungsfähiger und sehr engagierter Lehrer. Er hat jetzt selbst aus einem technischen Kurs ein riesiges Pop Stage-Fotografie-Projekt initiiert. Das müsste er nicht machen, er hat eben großen Spaß daran und die Studenten auch.

Abschließend gefragt: Was spricht für die HfG Offenbach, wenn ich als Studieninteressierter gestalterisch-künstlerisch arbeiten möchte und besonders an der Fotografie interessiert bin?
Der Vorteil an der HfG ist das Verknüpfen von verschiedensten Bereichen. Studierende müssen sich nicht nur auf einen Professor und ein Lehrgebiet festlegen. Dann ist da die inhaltliche Auseinandersetzung durch unser großes Theorieangebot. Die Technik bekommt man als Grundlage mit, sie steht aber nicht im Vordergrund. Heute kann man auch mit einem Handy fotografieren, aber man sollte dann wissen, warum man das macht – und auch wie eine Hasselblad funktioniert. Man muss hier nicht freier Künstler werden, aber auch kein Grafikdesigner oder Fotograf, sondern kann schauen, was für einen selbst am Ende richtig ist.